



Die Raben

von Henry Becque

und der Concierge

von Werner Niederer

Grü n k r e u z v e r l a g

Grünkreuzverlag, Dotzigen CH-3293

Herstellung: fgb, Freiburg

1. Auflage April 2013

ISBN 9783952 389744

Inhalt

1. Auf zur Comédie Française!	7
2. Erster und zweiter Akt	27
3. Entreacte	99
4. Dritter und vierter Akt	111
5. Das Premierenbüffet	180
6. Die Familie	202
7. Der Concierge	210
8. Irrungen, Wirrungen	218
9. Victorien Sardou	226
10. Magdala	239
11. Der Anamudi	252
12. Der Bruder	276
13. St. Thom Rebelief	286
14. Schudra	295
15. Dalit	298
16. Paria	300
17. Die Gretchenfrage	308
18. Die Flucht	311
19. Unvorstellbares	321
20. Die Seine	336
21. Der Geburtstag Maupassants	342

Zeitlich unmögliche Zitate sind in Kursivschrift gesetzt. Sie sollen irritieren und Ähnlichkeit von Epochen anmahnen.

1. Auf zur Comédie Française!

An der Rue de Matignon Nummer dreiundachtzig im vierten Stock rechts gab es einen Spiegel, einen großen, ovalen Standspiegel mit zapfenlockig gedrechselten, dunkel lackierten Holzstreben. Vor ihm stand in der Abenddämmerung des vierzehnten September 1882 Monsieur Henry Becque in einer für ihn untypischen Aufmachung: Er trug einen schwarzen, eng taillierten Gehrock, den Hochzeitsrock seines Vaters aus den Dreisigern. Hose, Weste und das weiße Hemd mit Vaternörder waren ebenfalls Leihgaben von Papa Alexandre Becque. Die ganze Montur wirkte entsprechend démodé.

Dennoch war Henry froh, dass ihm Papa seinen einzigen Anzug geborgt hatte und dass ihm dieser einigermaßen passte.

(...)

4. Akt, 10. Szene
Marie, Dupuis, später Teissier

DUPUIS: Guten Tag, liebes Fräulein.

MARIE: Ich grüße Sie, Monsieur Dupuis.

DUPUIS: Geht es Ihrer Frau Mama gut?

MARIE: Nicht schlecht, danke.

DUPUIS: Und Ihre Schwestern, alle gesund und munter?

MARIE: Alle gesund.

DUPUIS: Sie selbst brauche ich nicht zu fragen. Ich sehe, wie rosig frisch Sie sind, wie ein Neugeborenes.

MARIE: Meine Mutter hat mich beauftragt, Sie zu empfangen. Kommen Sie zur Sache. Was führt Sie her?

DUPUIS: Das dürfte Ihnen doch ziemlich klar sein.

MARIE: Nein, wirklich nicht.

DUPUIS: Tatsächlich? Haben Sie sich nicht gesagt: Wenn nach so langer Zeit Monsieur Dupuis hier auftaucht, dann doch wohl, weil er sein Geld braucht.

MARIE: Das müssen Sie mir genauer erklären.

DUPUIS: Ich hätte viel darum gegeben, Mademoiselle, viel, um diesen Besuch nicht machen zu müssen. Als ich vom Tod ihres Vaters erfuhr, da sagte ich zu meiner Frau: Ich glaube, Monsieur Vigneron schuldet uns noch etwas, aber keine sehr große Summe; schreiben wir sie ab; wir werden deswegen nicht verhungern. So bin ich eben mit guten Kunden. Und Monsieur Vigneron war ein guter Kunde. Ich hatte nie Schwierigkeiten mit ihm. Zwischen ehrlichen Leuten sollte es immer so sein. Wie Sie wissen, geht es mit den Geschäften auf und ab, einmal gut, dann wieder schlecht. Zurzeit geht es uns leider schlecht.

Sie verstehen.

MARIE: Mir scheint, Monsieur Dupuis, mein Vater habe alle Ihre Rechnungen beglichen.

DUPUIS: Sagen Sie das nicht! Das würde peinlich.

MARIE: Ich bin dennoch sicher, so sicher, wie man nur sicher sein kann. Mein Vater hat alle Rechnungen Ihres Hauses bezahlt.

DUPUIS: Passen Sie auf, was Sie sagen, sonst könnte ich böse werden. Es handelt sich zwar nur um zweitausend Francs. Das ist kaum der Mühe wert, sich zu ereifern. Vielleicht sind Sie in diesem Augenblick einfach etwas in Verlegenheit, dann sagen Sie es ruhig, ich werde Ihnen nicht das Messer an die Gurgel setzen. Wenn Frau Vignerot mir einen Schuldschein von zweitausend Francs unterschreibt, rückzahlbar in drei Monaten, so ist das für mich so gut wie Geld.

MARIE: Ich werde meiner Mutter berichten, Sie seien hier gewesen, um von ihr zweitausend Francs zu fordern. Aber ich wiederhole: Sie irren sich. Ich bin ganz sicher, dass wir Ihnen nichts schulden.

DUPUIS: Nun gut, Mademoiselle, ich werde nicht gehen, bevor ich mein Geld bekommen habe. Ich habe meine Forderung höflich vorgebracht, den Hut in der Hand (setzt den Hut auf); sie aber behandeln mich wie einen Dieb. Damit kommen Sie aber bei mir nicht durch. Holen Sie Ihre Mutter, sie soll mir meine zweitausend Francs geben – oder den Schuldschein; diesmal könnte ich mich noch mit einem Schuldschein begnügen. Wenn ich aber nichts bekomme, so wird Monsieur Dupuis die Geduld verlieren. Ich werde wütend und dann wird das ganze Haus erzittern ... (Teissier tritt hervor. Dupuis ist

überrascht und nimmt, durch das bloße Erscheinen Teissiers eingeschüchtert, den Hut wieder ab)

TEISSIER: Behalten Sie Ihren Hut nur auf. Wenn es um Geschäfte geht, kann man auf Zeremonien verzichten. Haben Sie die Rechnung hier?

DUPUIS: Sicher, Monsieur, ich habe meine Rechnung hier.

TEISSIER: Zeigen Sie her!

DUPUIS: Wollen Sie, Mademoiselle, dass ich meine Rechnung diesem Herrn aushändige?

MARIE: Tun Sie, was der Monsieur Ihnen sagt.

TEISSIER: (liest) ‹Von Madame Witwe Vignerou erhalten zweitausend Francs als vollständige Entlohnung im gegenseitigen Einverständnis.› Was soll dieses Papier sein? Geben Sie dazu nicht eine Aufstellung Ihrer Leistungen?

DUPUIS: Wir können nicht fünf oder sechs Mal dieselbe Rechnung schreiben, Monsieur. Die erste, die ich Madame Vignerou gebracht habe, enthielt alle Einzelheiten.

TEISSIER: Gut, dann werde ich Sie bezahlen. Wenn ich nach Hause gehe, werde ich Ihre erste Rechnung überprüfen.

DUPUIS: Kontrollieren Sie, Monsieur, bitteschön, nur zu. Monsieur Vignerou hat gewiss die Rechnung ordentlich abgelegt.

TEISSIER: Ja, sicher, sehr ordentlich. (hält die Rechnung Dupuis unter die Nase) Dupuis, oder? Das ist doch Ihre Unterschrift? Sie sind Monsieur Dupuis selbst?

DUPUIS: Ja, Monsieur.

TEISSIER: Ich werde Ihnen Ihre zweitausend Francs geben.

DUPUIS: Nur zu, verifizieren Sie, Monsieur, wenn Sie dazu fähig sind. Ich warte so lange hier.

TEISSIER: Sie sind also ganz sicher, dass Monsieur Vignerou Ihnen zweitausend Francs schuldet, als er von uns ging?

DUPUIS: Ja, Monsieur ... Ja, Monsieur, es sei denn, meine Frau hätte sich geirrt in Ihren Abrechnungen. Aber das denke ich nicht.

TEISSIER: Lassen wir Ihre Frau aus dem Spiel. Sie hat damit nichts zu tun. Sie, Sie alleine werden es verantworten müssen, wenn Sie zweimal für die gleiche Rechnung kassieren.

DUPUIS: Ich würde nichts fordern, Monsieur, was mir nicht zusteht. Ich bin ein ehrlicher Mensch.

TEISSIER: (reicht ihm das Geld) Da haben Sie Ihre zweitausend Francs.

DUPUIS: Nein, mir ist lieber, Sie überprüfen zuerst die Angelegenheit.

TEISSIER: Gehen Sie, Gauner, und dass ich Sie nie wieder sehe. Wagen Sie nicht, jemals wieder Ihren Fuß in dieses Haus zu setzen, haben Sie verstanden!

DUPUIS: Wie meinen Sie das, Monsieur?

TEISSIER: Ich sage Ihnen, gehen Sie nach Hause und spielen Sie nicht den Trottel, sonst werden Sie es bereuen.

DUPUIS: Ich will wenigstens meine Rechnung zurück.

TEISSIER: Nehmen Sie sich in Acht und seien Sie froh, wenn sie nicht beim Richter landet.

DUPUIS: Das ist doch die Höhe! Ein Monsieur, den ich nicht einmal kenne, wagt es, mir solche Anschuldigungen ins Gesicht zu sagen! Ich gehe, Mademoiselle, aber

man wird noch von mir hören. (geht)

TEISSIER: Seit dem Tod Ihres Vaters sind Sie von Schelmen umgeben, mein Kind. Kommen Sie, gehen wir zurück zur Familie. (Teissier hakt sich bei Marie ein, sie gehen)

(Vorhang)

5. Das Premierenbüffet

Blanchette wartete neben Aimée im Foyer. Einige Schritte weiter links stand Richard, als einer der Letzten des sich auflösenden Herrengedränges, an der Garderobentheke und hoffte, seine Nummernplakette gegen seinen Zylinder eintauschen zu können. Ihn plagte keinerlei Ungeduld, denn das Warten auf Henry würde ohnehin dauern. Der Bühnenautor war beim Stichwort «zurück zur Familie» gehorsamst hinter die Kulissen geeilt, um sich beim Schlussapplaus nach dem dritten Vorhang zusammen mit Regisseur Delaunay auf der Bühne zu zeigen. Das Schauspielerteam nahm die beiden «unsichtbar Mitwirkenden» für die Verbeugungen in die Mitte. Ihren Auftritt nahm das Publikum eher kühl zur Kenntnis. Hingegen schwoll das Händeklatschen jedes Mal merklich an, wenn eine der Vignerontöchter nach vorn an die Rampe ging und den Hofknicks vormachte; und als dann gar die drei Grazien zusammen und einander Händchen haltend dem Publikum Referenz erwiesen, hörte man «Bravo!» und «Bravissimo!»

Henry kam aus der Tür «Entrée interdite» ins Foyer und begrüßte Blanchette etwas befremdlich – eigentlich ganz ungeplant und unüberlegt, ehe er sich's versah – mit einem wienerisch reduzierten Handkuss: «Ich bin überglücklich, Mademoiselle Blanchette, dass Sie gekommen sind und die Einladung, bei Aimée zu übernachten, angenommen haben. Wir können gleich hinübergehen. Das Büffet der geladenen Premierengäste findet im gegenüberliegenden «Hôtel du Louvre» statt. Ich werde stolz

sein, Sie Monsieur Perrin, dem Intendanten, vorzustellen. Und auch Edouard Thierry müssen Sie kennen lernen. Ein schon etwas älterer Herr, aber gebildet, geistreich, interessiert und Kenner des französischen Dramas wie kein anderer.»

«Kenner des französischen Dramas? Ist er Historiker?»

Henry wurde verlegen.

«Nein – ich meine: ja, doch, gewissermaßen. Er kennt sicherlich auch die Literaturgeschichte des französischen Theaters.»

«Ah – ich dachte, Sie sprächen von Napoleon.»

Richard, der den Schwager gerne neckte, fragte mit gespielterm Erstaunen: «Und von Shakespeare, Goldoni, Schiller und Ibsen weiß Monsieur Thierry nichts?»

«Das kannst du ihn gleich selbst fragen», antwortete Henry schlagfertig.

Auf der Rue de Richelieu, die sie überqueren mussten, herrschte reger Droschkenverkehr. Über dem Randstein hob Aimée mit der Linken das Kleid und hakte sich mit der Rechten beim Gatten ein. Auch Henry bot mit einer Geste seiner Begleiterin seinen Arm an, bekam aber statt des ihren bloß ein «ça va».

«Sind Sie pikiert? Es tut mir leid, dass ich vorhin auf der Treppe ...»

«Nein, Monsieur, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Vielmehr ist es an mir, Sie um Verzeihung zu bitten. Ich ahnte nicht, dass es Sie so sehr verletzen würde, wenn ich mir Ihr Stück in Octaves Loge anschauen würde. Ich dachte, Octave sei Ihr Freund. Jedenfalls behauptete er das.»

«Was meinen Sie mit <so sehr>?»

«So sehr, dass Sie mich nicht mehr kennen wollten! Das fand ich ziemlich unangemessen; Ihr Freund übrigens auch.»

«Er ist nicht mein Freund.»

«Oh, jetzt wollen Sie nicht nur mir, sondern auch noch ihm die Freundschaft künden? Das hat er nicht verdient. Er war anständig und zurückhaltend. Abgesehen davon war seine Verlobte dabei. Wäre Sie nicht dabei gewesen, hätte ich seine Einladung ganz sicher nicht angenommen.»

«Ach, meine liebe Blanchette, ich habe doch ...»

«Ich bin weder Ihre noch eine liebe Blanchette.»

Das Pariser Pflaster, zumal jenes um die Comédie kurz nach Vorstellungsende, war nicht gerade der geeignetste Ort für solch emotionale Zwiegespräche. Eine Kutsche fuhr ihnen beinahe über die Zehen. Richard und Aimée waren schon auf dem Trottoir der anderen Straßenseite und verschwanden im Hoteleingang. Henry sah ein, dass es dringender war, einen Weg durch den Verkehr zu finden als einen Konsens. Nur sich selbst fragte er in der innersten Herzenskammer ganz leise: War die Dame an seiner Seite wirklich das Nachbarmädchen Blanchette, das mit ihm die Weltausstellung 1867 besucht hatte und elf bewegte Jahre später jene von 1878? In der modisch verglasten Eingangsschleuse des Hôtel du Louvre blieb Henry stehen und hielt Blanchette schüchtern an einer hellblauen Rüsche zurück. Dem Lärm der Straße entflohen und abgeschirmt im kristallinen Kasten fragte er: «Blanchette, hatten Sie Freude an der Postkarte?»

Sie senkte den Blick: «Ja, Monsieur Becque.»

«Ich habe die Karte vier Jahre lang gehütet und mir gesagt: Wenn ich je ein Drama auf die Bühne der Comédie-Française bringe, dann werde ich die Karte meiner – dann werde ich die Karte Mademoiselle Blanchette schicken, zusammen mit einer Premierenfreikarte. Dieses Lebensziel hatte ich mir gesteckt, dafür habe ich gelebt, gearbeitet, gehofft.»

«Ich danke Ihnen, Monsieur Becque.»

Sie wollte weiter gehen. Er hielt sie zurück.

«Bitte hören Sie mir zu. Ich habe Sie schon als kleines Mädchen gekannt. Da nannten Sie mich Henry. Ohne «monsieur», ohne «oncle», ohne irgendwas. Und ich nannte Sie «Blanchette». Manchmal auch «ma petite Blanchette». Ohne Ihre Einwilligung einzuholen. Wollen wir nicht die guten alten Zeiten auferstehen lassen?»

Nun hob die nicht mehr ganz junge, aber immer noch sehr attraktive Frau den Blick. Sie zögerte. Henry sah, wie ihre Augen zu schwimmen begannen.

«Sie wissen doch, was mir die Liberty-Statue bedeutet», fuhr Henry fort, «wenn es nach mir ginge, dürfte sie niemals über den Atlantik verschwinden! Bei jedem Foto, das ich von ihr sehe, denke ich daran, wie wir der Liberty in den Kopf gestiegen sind und sie in meinen – und, wie ich mich erinnere, auch in Ihren. Ich liebte Sie.»

«Die Freiheit?»

«Nein. Ja. Auch. Beide. Und noch immer.»

«Ja, Henry, es geht mir gleich. Die Liberty.»

Sie betraten die Eingangshalle. Henry brauchte sich nicht bei der Rezeption zu erkundigen, wo die Premiere gefeiert werde; sie folgten einfach dem Soirée-Lärm und ge-

langten in den Ballsaal, wo schon reichlich Champagner floss und eifrig über alles, nur nicht über die Premiere diskutiert wurde. Deren Tabuisierung war Tradition; am Büffet gab es salzige und süße Gebäcke, aber keine Theaterkritik. Diese überließ man den Profis, die zu diesem Fest keinen Zutritt hatten. Die Journalisten hatten schnurstracks nach Hause zu gehen und in Nacharbeit ihre Kommentare zu schreiben, damit diese es in die Samstagsausgabe der einschlägigen Zeitungen schafften.

Henry sah, wie sich Aimée und Richard am Büffet gütlich taten. In einem Fauteuil der Polstergruppe beim Kamin, in welchem ein Feuerchen knisterte, saß Edouard Thierry in Gesellschaft einiger anderer Emeritierten und trank Tee, der den Herren bekömmlicher dünkte als Wein. Als er Henry den Saal betreten sah, stand er auf und ging freundlich lächelnd mit ausgestreckten Armen auf ihn zu. Er fasste Henry mit paternalistischem Stolz an beiden Schultern und rüttelte sie ein wenig, hielt sich dabei aber strikt an das ungeschriebene Gesetz, sich jeglicher Bemerkung zur Premiere zu enthalten. «Sie sind ja in charmanter Begleitung, Monsieur Becque! Hätten Sie die Liebenswürdigkeit, mich der hübschen Mademoiselle vorzustellen?»

«Blanchette, das ist Monsieur Edouard Thierry, während Jahrzehnten hochverdienter Intendant der Comédie-Française, Mitglied der Académie Française und mein Patron, Förderer und Wohltäter.»

«Nun übertreiben Sie mal nicht, Henry!»

«Und dies, cher Monsieur Thierry, ist Mademoiselle Blanchette Verveine de Lyon, ehemals meine Nachbarin

im achten Arrondissement.»

Blanchette machte einen kleinen Knicks. «Aha! Blanche, Blanchette!», schmunzelte Thierry spitzbübisch und streckte ihr die Hand entgegen. Blanchette gab ihm die ihre, die von Thierry lange und mit wohlwollendem Lächeln geschüttelt wurde; dazu musterte er mit Freude und mit dem Kennerblick eines Intendanten das hübsche Geschöpf. «Ich denke», sagte er schließlich, «ich werde noch häufiger das Vergnügen haben, Ihnen zu begeben. Becque wird nicht so schnell aus dem Pariser Theaterleben verschwinden». Es war die einzige Gesetzesübertretung, die sich der Doyen erlaubte; verpackt in ein Kompliment an ein herzerfrischendes Geschöpf mochte sie durchgehen. Der alte Mann deutete vergnügt eine leichte Verbeugung an und begab sich dann wieder zu seinem Teekränzchen, nicht ohne zwei- oder dreimal einen Zwinkerblick zurückzuwerfen.

«Ich heiße nicht Verveine», sagte Blanchette.

«Wie meinst du das?»

«Ich bin verheiratet und heiße Maréchaux.»

«Blanchette, was sagst du da! Hältst du mich zum Narren?»

«Leider nicht.»

«Aber ... Ich verstehe nichts mehr! Ich hab doch meine Karte an Blanchette Verveine geschickt. Ich habe durch die Post deine Adresse recherchieren lassen und auch bekommen.»

«Die Adresse meiner Eltern.»

«Ja, sicher, deiner Eltern. Wohnst du denn nicht mehr ...»

«Ich bin verheiratet, Henry. Nimm es zur Kenntnis.»

Henry schaute elend vor sich hin. Er konnte es nicht fas-

sen. Nach einer Pause entfuhr ihm: «Ja, wo ist denn dein Mann?»

«In England.»

«In England?»

«Ja.»

«Und du lebst auch in England?»

«Nein.»

«Bitte, Blanchette, was soll das!? Bitte, bitte, ich flehe dich an: Kläre mich auf!»

«Er kauft in England indische Kolonialwaren en gros und versorgt den ganzen Lyoneser Markt mit Mango, Ananas, Curry und mit weiß nicht was allem! Die halbe Zeit ist er in England. Die andere Hälfte verbringt er in Lyon, in seiner Villa. Eine wunderschöne Villa, ich gebe es zu. Mit drei Dienstboten. Meine Eltern wurden nicht müde, mir zu versichern, dass sich eine solche Gelegenheit nie wieder bieten werde. Sie drängten mich. Und ich war ja stets ein folgsames Kind. Wie du.»

«Magst du deinen Mann nicht?»

«Komm, wir gehen in die Lounge, wenn du darüber sprechen willst.»

«Soll ich dir ein Glas Champagner besorgen?»

«Mir ist nicht danach. Tut mir leid.»

«Ich will meiner Schwester mitteilen, wo wir sind, damit sie uns nicht sucht.»

Henry blickte sich um. Aimée und Richard schmausteten immer noch Leckereien. Sie hatten offensichtlich darauf verzichtet, vor dem Theaterbesuch zu dinieren, um sich nun am Büffet umso großzügiger bedienen zu können. Henry schlängelte sich durch die Gäste zu ihnen, tuschelte Aimée etwas ins Ohr, war umgehend wieder zu-

rück und führte Blanchette in einen stillen Aufenthaltsraum. In einer etwas versteckten Nische mit vier Sesseln und einem kleinen Klubtischchen, auf dem ein dreiarmer Kerzenleuchter brannte, ließen sie sich nieder.

«Möchtest du wirklich nichts trinken?»

«Nein, danke. Octave hat während der Aufführung in seiner Loge mehrere Champagnerflaschen geöffnet. Ich spüre ihn jetzt noch. Ich bin Champagner nicht gewohnt.»

«Bei den Treppenaufgängen ist groß angeschrieben
«Consommation dans les loges interdite».»

«Octave liebt das Verbotene, das sollte dir doch bekannt sein. Er war auch der einzige deiner Kollegen, der bei der Weltausstellung den Mut aufbrachte, mit dem Fesselballon eine Fahrt zu wagen.»

«Das weißt du noch?»

«Ja, gewiss. Und wir zwei, wir entschieden uns für das chinesische Theater. Ich erinnere mich genau. Du hast mir den Sinn der Masken erklärt: Dadurch würden die Schauspieler davon befreit, Emotionen mimisch vorzugaukeln; die Körperbewegungen seien vollständig ritualisiert: Ein Trauriger habe schlurfenden Gang und hängenden Kopf, ein Fröhlicher hüpfte als Guck-in-die-Luft über die Bühne, ein Hinterhältiger schleiche nach rechts und links sich absichernd vorüber. So würden die Schauspieler vom Lügen dispensiert; das betreffe auch die Wiedergabe der Texte. Es dürfe nur gesungen werden, aber nicht leidenschaftlich wie in einer Verdi-Oper, sondern in der Art gregorianischer Gesänge. In der chinesischen Oper käme es nur auf den Text an, alles andere sei Zeremonie; das habe für den Bühnenautor durchaus auch

positive Aspekte, hast du doziert.»

«Das alles weißt du noch!»

«Sicher, Henry, ich weiß noch alles, was du mir gesagt hast, alles ganz genau.»

«Auch was ich dir bei Mondschein auf der Bank an der Seine hinter der Notre Dame gesagt habe?»

«Das noch genauer! Und nicht nur, was du gesagt hast.»

Blanchette erriet ein angedeutetes Lächeln auf Henrys Lippen. Sein Blick aber blieb wehmütig. So schauten sie einander lange an. Dann streckte Henry seiner Jugendliebe die Hände offen entgegen. Sie legte die ihren in die seinen, zog sie aber nach wenigen Augenblicken wieder zurück, gerade noch rechtzeitig einen Dammbbruch vermeidend.

«Weißt du, Blanchette, ich hasse diesen Barbar Haußmann noch immer, weil er euer Haus niederreißen ließ, bloß um die Avenue Matignon etwas zu erweitern. Das war napoleonische Willkür, Diktatur, Tyrannei! Jedenfalls für mich war es das. Dein Vater hätte ohne Haußmanns Größenwahn Paris nie verlassen. Aber ich kann verstehen, dass er die Anstellung beim Crédit Lyonnais angenommen hat, die ihm nicht nur einen besseren Lohn, sondern dazu noch ein Haus mit Parkanlage bescherte. Er konnte sich die Chance bei der aufstrebenden Bank nicht entgehen lassen.»

«Ich hoffte stets auf deinen Besuch. Ich glaubte an die Kraft der Liebe.»

«Ich auch, Blanchette, ich auch. Ich glaube immer noch an die Kraft der Liebe. Aber nicht an Wunder. Drei Monate nach unserem Besuch der Weltausstellung seid ihr weggezogen. Ich war untröstlich ...»

«... und hast mich dennoch nicht besucht?»

«Es war schlicht und einfach nicht möglich, Blanchette. Ich konnte die Arbeit an *«L'Enfant Prodigue»* nicht einfach stehen lassen. Nach Lyon sind es mehr als fünfhundert Kilometer, mit den *«Chemins de Fer PLM»* zehn Stunden. Die Bahn war für mich ohnehin unerschwinglich; ohne Bahn aber schafft man die Strecke nicht an einem Tag.

«Leander hatte, wenn man den griechischen Sagen glauben will, auch keine Fahrkarte, ja nicht einmal ein Boot.»

«Es war stürmisch, Blanchette, nicht nur 1871. Du weißt, was der Sturm Leander angetan hat. Hättest du das gewollt? Meine Lampe war die *Comédie*. Nun bin ich angekommen, habe den Wellen getrotzt. Ja, Blanchette, ich bin angekommen, bei dir.»

«Ich habe gewartet. Ich glaubte an Wunder, Henry. Ich glaube noch immer an die Wunderkraft der Liebe, nicht nur an jene der Grotte von Lourdes, von der so viele reden, die einen verächtlich, die andern verzückt.»

«Mir erscheint es als Wunder, dass eines meiner Stücke in der *Comédie-Française* gespielt wird. An das Wunder, dass dein Vater seine Einwilligung gegeben hätte zur Vermählung seiner einzigen Tochter mit einem armen Schlucker und illusionären Bohémien, an ein solches Wunder konnte, durfte und mochte ich nicht glauben.»

«Ich hätte mit dir auf Erfolg gewartet und gehofft. Doch deine Briefe wurden in den folgenden Jahren selten.»

«Ich habe dir geschrieben, als ich einrücken musste.»

«Ja. Und als die Deutschen auf Paris marschierten, hast du mir ein Gedicht gewidmet:

Séparons-nous, ma belle
Dans un vaillant baiser,
La patrie en danger
M'appelle.
(Lass uns Abschied nehmen
Mit einem tapfer'n Kuss
Das Vaterland in Not
Mich ruft.)

Il est un temps pour tout,
Pour l'amour et la guerre;
Courons à la frontière
Debout!
(Alles hat seine Zeit,
Die Liebe und der Krieg;
Wir eilen an die Grenze.
Auf! Auf!)

Souviens-toi, quand tout tremble
Et meurt sous l'ennemi,
Que nous avons dormi
Ensemble.
(Gedenke, wenn alles erzittert
Und stirbt vom Feind erschlagen,
Dass einst wir schliefen zusammen
In Liebe.)

Que je venais te voir
Sous la lune et les arbres
Belle comme les marbres
Le soir.

(Dass ich dich suchte bei Mondschein
unter den Bäumen des Nachts.
Schön warst du, eine Marmorvenus
im Park.)

Que tu m'étais bien chère,
Et qu'au bruit du canon,
Je t'ai fait ma chanson
Dernière.

(Ja, du warst mir teuer,
Und bei Kanonengedonner
sing dieses Lied ich dir,
mein letztes.)

«Ich kann's kaum glauben! Dein Gedächtnis, *das* ist ein Wunder! Als wärst du eine Bühnenkünstlerin.»

«Du irrst dich, mein Freund, ich habe kein besonders gutes Erinnerungsvermögen. Ich kann es zitieren, weil ich es tausend Mal gelesen habe. Nachts habe ich es unter mein Kopfkissen gesteckt und tagsüber auf dem Herzen getragen, kleingefaltet in meinem Medaillon, von dem jeder glaubte, es enthalte immer noch das Bild meiner Mutter, Nein, Henry, ich musste es nicht auswendig lernen. Es ist ganz von alleine Teil meiner selbst geworden.»

Henry musste sich beherrschen, die verheiratete, reife Frau nicht zu umarmen wie damals, als sie noch das Lycée besuchte.

«Beim Einrücken war ich überzeugt, den Krieg nicht zu überleben», flüsterte Henry. «Aber wie Gott es wollte,

war jenes Chanson nicht mein letztes. Seither habe ich dir unzählige gesungen, alte und neue, kurze und lange, lustige und traurige. Nur in einer Hinsicht waren sie eintönig: Ich sang immer von dir und unserer Liebe.»

Henry nahm ihre Rechte und umschloss sie mit beiden Händen. Trübselig schaute er durch den Teppich hindurch und sah sich, unspornlich, wie er war, kraulend den Hellespont durchqueren, einem Ufer entgegen ohne Licht. Nach einer Weile gab er Blanchette wieder frei und fragte grämlich:

«Erzähle mir von deinem Mann. Habt ihr Kinder?»

«Nein. Wir sind aber auch erst drei Monate verheiratet.»

«Wie kannst du dann wissen, dass er die halbe Zeit in England verbringen wird?»

«Albèrt hat es mir auf der Hochzeitsreise erklärt.»

«Wohin seid ihr denn gereist? – Ach nein, verzeih mir, das brauche ich gar nicht zu wissen. Ich muss mir mehr Diskretion angewöhnen.»

«Du darfst es ruhig wissen: Wir haben drei Tage in Genf verbracht.»

«Das war keine Weltreise», kommentierte der Geknickte wenig heldenhaft.

«Albèrt hatte in Genf Geschäftliches zu erledigen.»

«Auch das noch!»

Henry betrachtete Blanchette nachdenklich. Sie schaute melancholisch auf die Intarsien des Klubtischchens oder starrte abwesend auf jene der drei Kerzenflammen, die unruhig flackerte. Nur gelegentlich hoben sich ihre Augen und streiften Henry kurz. Schließlich fasste sie sich ein Herz und sagte:

«Deine Einladung für die Premiere kam genau sechs

Wochen nach unserer Hochzeit. Und genau drei Tage nachdem Albèrt nach London abgereist war.»

«Ist er schon zurück?»

«Nein. Vor drei Tagen telegraphierte er, der Aufenthalt in England werde etwas länger dauern als vorgesehen.»

«Wann wird er denn zurückreisen?»

«Das steht nicht im Telegramm.»

«Das klingt alles nicht sehr gut, Blanchette.»

«Wenn er länger in London zu tun hat, so ist mir das recht. Wäre er wie vorgesehen nach Hause gekommen, hätte ich nicht gewagt, nach Paris zu kommen.»

Sie schwieg eine Weile und schaute dann Henry in die Augen: «Und ich hätte dich nicht gesehen».

Henry wandte sich ab und rief halblaut hinauf zur Kassettendecke: «Blanche, Blanchette, ça va mal finir!»

Nochmals schwiegen beide. Dann sagte Henry ganz unvermittelt: «Wann fährt morgen dein Zug?»

«Es gibt seit einigen Wochen einen Schnellzug nach Lyon, der erst um elf Uhr abfährt und dennoch zu einer christlichen Tageszeit in Lyon ankommt, um acht Uhr zwanzig, wenn ich's richtig in Erinnerung habe. – Siehst du, es ist nicht so weit her mit meinem Gedächtnis.»

«Wenn du erst um elf abfährst, könntest du mit mir bei meinen Eltern frühstücken. Aimée, Richard und ich, wir werden ohnehin dort sein. So ist es vereinbart. Meine Eltern wollen wissen, wie die Premiere gelaufen ist. Sie würden sich gewiss gewaltig freuen, dich wiederzusehen.»

«Ich schäme mich, deinen Eltern zu begegnen.»

«Wie denn? Du hast doch gar keinen Grund!»

«Keinen offensichtlichen. Wenn aber das Gespräch auf

meinen Zivilstand kommt ...»

«Was sollte daran peinlich sein?»

«Ich erröte beim Lügen. Ich kann es nicht unterdrücken.»

«Warum solltest du lügen?»

«Es gibt Fragen, die ich nicht beantworten kann, nicht beantworten möchte, nicht beantworten darf.»

«Du bist errötet, als ich fragte, ob ihr Kinder habt.»

Blanchette errötete wieder. Sie hatte vergeblich gehofft, das Kerzenlicht gebe ihr Schutz.

«Wir werden morgen nur von der Premiere reden», nahm Henry den Faden wieder auf, «das kann ich dir versprechen.»

«Ja, ich würde gerne deine Eltern sehen. Sie gehören zu meinen besten Jugenderinnerungen. Sie waren immer so gütig, ruhig, ausgeglichen. Und doch bestimmt. Bestimmt, aber gerecht.»

«Ich weiß, ich wurde vom Himmel bevorzugt, als er mir meine Eltern gab.»

«Eine große Gnade. – Bist du gläubig, Henry?»

Henry überlegte.

«Weißt du, Blanchette, wenn man beim Theater arbeitet, dann ist man stets in Gefahr, alles, auch das Wirkliche, als Theater zu betrachten. Und das möglicherweise Wahre erst recht. Wenn man dies selbst als Verunsicherung erlebt, dann wird man vorsichtig mit der Beantwortung der Fragen, die du gestellt hast. Wir haben doch beide einander schon gestanden, dass wir an die Macht der Liebe glauben. Mehr zu sagen würde nur zu langen, unnützen Diskussionen führen.

«Du hast recht, wir wollen die knappe Zeit, die wir ha-

ben, nicht mit fruchtlosen Gesprächen vergeuden.»

«Während Theaterleute gefährdet sind, alles nur noch als Theater abzutun, ist es bei den Zuschauern, vor allem bei den gelegentlichen, gerade umgekehrt: Sie sehen das Theater als Wirklichkeit. Erinnerst du dich an die elfte Szene im dritten Akt, wo Blanche der Madame de Saint-Genis gesteht: «Eher möchte ich die Mätresse ihres Sohnes sein als die Frau eines anderen.» Da triumphiert die Madame und freut sich, das arme, schwangere Mädchen bei unzüchtigen Gedanken ertappt zu haben. Verlogen höhnt sie: «Niemals hätte ich Ihre Heirat aus rein finanziellen Gründen abgesagt. Mir liegt nur daran, dass die Frau meines Sohnes ihm keinen Argwohn auf ihre Vergangenheit und keine Beunruhigung über das Kommende bereitet.» Und genau da, als Madame Lloyd diese Worte so, wie ich sie ihr vorgeschrieben habe, deklamiert hat, genau da geschah es: Das Publikum entrüstete sich über die Bosheit der Madame de Saint-Genis und – beschimpfte die arme Madame Lloyd! Die Buh-Rufe brachten sie aus dem Konzept. Sie bekam Angst und floh in die Kulissen. *Das* war mein Triumph. Mademoiselle Reichenbach hatte ihren Triumph mit den Bravo-Rufen; ich den meinen mit den Buh-Rufen.»

«Das verstehe ich jetzt nicht ganz.»

«Eigentlich verdanke ich den heutigen Erfolg meinem Concierge. Ich selbst bin zwar nicht dumm und ziemlich hartnäckig, zielstrebig. Aber ich bin viel zu bieder und konservativ, als dass ich Theatergeschichte schreiben könnte. Mein Onkel lehrte mich Racine, Molière und sogar Hugo verehren. Meine erste Skizze zum Stück, das wir heute gesehen haben, bestand aus Hexameter.»

«Aber was hat das mit deinem Concierge zu tun?»

«José Chintamani ist Inder, also ein Mensch, der Europa aus genügend großer kultureller Distanz betrachtet, um einen französischen Literaten objektiv kritisieren zu können. Es gibt nur zwei Personen, mit denen ich über meine Projekte im Zustand der Entstehung rede: José und meine Mutter. Mein Traditionalismus liegt genau zwischen ihnen, zwischen Rigveda und unbeschwert optimistischer Gesellschaftsutopie. Meine Mutter wollte aus den Raben einen Schwank machen, wie ihn die Pariser lieben. Monsieur Vigneron sollte, so riet sie mir, einige börsenkrach- und inflationssichere Goldbarren in einem Geheimfach des Sekretärs verstecken; im vierten Akt könne dann Blanche durch glücklichen Zufall das edle Metall finden und damit Frau de Saint-Genis umstimmen. Das ergäbe doch eine herrliche Vaudeville, meinte meine Mutter.»

«Aber du warst damit nicht einverstanden?»

«Doch. Der Concierge war nicht einverstanden. Weder mit Mutters Variante noch mit meiner, in der frei nach Victor Hugo, Blanche sich das Leben nahm, Marie im Bordell für das Überleben der Familie zu sorgen sich bemüht, dann aber, über sich selbst entsetzt, so verzweifelt kopflos nach Hause rennt, dass sie beim Überqueren der Straße unter den Rädern einer Kutsche stirbt; und Judiths letzte Begegnung mit Merckens endet damit, dass das Mädchen den Musiker mit dem Brieföffner im Affekt erdolcht und sich mit dem bluttriefenden Werkzeug auch noch selbst hinrichtet. So bleibt der Mutter der drei einst so blühenden Töchter nur übrig, beim Fallen des Vorhangs ein Giftfläschchen auszuschlüpfen.»

«Schauerlich!»

«Und selbstverständlich alles in gereimten Hexametern.»

«Grauensvoll!»

«Traditionell romantisch.»

«Ich finde nichts Romantisches daran.»

«Das sagte José auch. «Mit solchem Schwulst», meinte er recht unverfroren, «bringen Sie die Menschen höchstens zum Lachen. Wenn Sie die Menschen rühren wollen, dann müssen Sie ihnen wahre Geschichten erzählen.» Ich entgegnete: «Wie meinst du das? Wenn ich ein Drama aufführen will, muss ich doch zuerst eine Geschichte erfinden.» Er widersprach: «Nein», sagte er, «Sie müssen überhaupt nichts erfinden, Sie müssen beobachten.» Und ich fragte mit spöttischem Zweifel «Ins Café setzen und beobachten?» Er antwortete: «Nein, Sie müssen Ihre Erinnerungen beobachten. Sie müssen die Augen schließen, Monsieur Becque, und beobachten, was Sie erlebt haben, zu Hause, bei Freunden, an der Börse, im Kaffee. Und wenn Ihnen das nicht recht gelingen will, nehmen Sie einen großen Spiegel, stellen sich davor auf und probieren Gesten, schneiden Faxen, sprechen einige Sätze dazu ... und plötzlich werden Sie ausrufen: Das ist's! Ja, so war's! Nicht so dramatisch, wie ich gedacht habe, dafür umso glaubwürdiger und dadurch rührender.» «Du glaubst, das funktioniert?», fragte ich skeptisch. Und er, mit königlicher Generosität, wie sie nur bescheidene Leute haben können: «Da, schauen Sie, Monsieur: Der Standspiegel, der schon herrenlos dort in der Ecke stand, als ich hier einzog; nehmen Sie ihn mit hinauf in Ihr Zimmer, versuchen Sie es.» Ich versuchte es. José half mir, den Spiegel in den vierten Stock zu bugsieren. In

ihm fand ich, wie angeleitet, wen immer ich sehen wollte. Es funktionierte! Auch heute hat sich Josés Methode als tauglich erwiesen! Genau, wie er es prophezeit hat: Die Zuschauer waren gerührt! Sie haben Buh gerufen!»

«Du beeindruckst mich, Henry. Ich verstehe jetzt besser das Ende des Stücks. Es ist nicht empathielos, wie ich dachte. Es trifft zu: Wahre Geschichten haben nie ein Ende und sind selten nur schrecklich oder nur lustig, nur böse oder gut.»

«Immer wieder hat mich Perrin bestürmt, ich müsse den Schluss überarbeiten. Ich weigerte mich. Der Schluss ist schön, weil man Mitleid hat mit dem alten Teissier. Weil man Hoffnung hat, dass Marie den Greis wird lieben können, trotz all der Erniedrigungen und Beleidigungen, mit denen er die Familie geschlagen hat. Die Liebe der Geschwister ist schön, sie strahlt so schön, dass sie auch die Lieblosen zu erleuchten beginnt. Alle werden denken: Becque hat an der Börse gearbeitet, er kennt die Geschäftswelt, er weiß, wie Notare sind, er hat diese ganze geldgierige Bourgeoisie aus nächster Nähe beobachtet ... Nein, Blanchette, nein! Wohl habe ich meine Nase ein bisschen in diese Kreise gesteckt, aber nur gerade so viel, um zu verstehen: Makler, Advokaten, Finanzjongleure, Industrielle, sie alle sind Menschen wie du und ich, mal großzügig, mal ekelhaft. Nein, ich habe nicht das Hässliche studiert, sondern das Liebenswürdige: meine Familie. Ich gestehe dir, liebe Blanchette, ich bringe mehr Zeit bei meinen Eltern als in meinen vier Wänden. Und wenn gleichzeitig auch mein Bruder und meine Schwestern mit ihren Familien zu Besuch sind, dann fühle ich, wie nahe das Paradies uns kommen kann.

Ich bin ja wahrlich kein gläubiger Mensch und verstehe herzlich wenig von Theologie. Ja, ich muss gestehen, dass ich sogar die Bibel, die sogenannten heilige Schriften, nur oberflächlich kenne, nur gerade das, was wir am Lycée davon mitbekommen haben. Aber denk nur, als ich einmal vor dem Spiegel des Concierges stand, da sah ich plötzlich in einer zufälligen Geste – ich kratzte mich hinter dem Ohr – meinen Griechischlehrer, den Jesuitenpater Alejandro Marcos de la Huerta; und ich erinnerte mich, wie er uns die Präposition «entos» anhand von Lukas 17,21 erklärt hat: «Le paradis est au milieu de vous.» Ich erinnerte mich, wie Père Alejandro, ein gebildeter Mann, sich diskret darüber mokierte, dass der Versuch, die Bibelstelle ins Deutsche zu übersetzen, in Germania das Potenzial hätte, einen dreißigjährigen Krieg auszulösen. Das gab mir zu denken. Krieg! Mir wurde befohlen, den Deutschen mit einem geladenen Gewehr gegenüberzutreten. Und dann, noch peinlicher, wurde ich zwischen Versailles und den Barrikaden aufgestellt. Jeder Krieg ist ein Bürgerkrieg, Blanchette – nein, ein Bruderkrieg. Es klingt mir noch immer in den Ohren, wie die Kommunarden nach der Melodie der unerträglich martialischen Marseillaise gesungen haben:

*In Erwägung, dass wir der Regierung,
Was auch immer sie verspricht, nicht traun,
Haben wir beschlossen, unter eigener Führung,
Uns nunmehr ein gutes Leben aufzubaun.*

*In Erwägung, ihr hört auf Kanonen,
Andre Sprache könnt ihr nicht verstehn,*

*Müssen wir dann eben, ja, das wird sich lohnen,
Die Kanonen auf euch drehn. (B.B.)*

Die Darstellung von Mord, Totschlag, Ausschweifung, Perversität und Gier können nicht die Antwort eines Bühnenauteurs auf die Gräuel des Krieges sein. Ein Autor, der nicht nur beachtet, sondern geachtet sein will, sollte seine Karriere nicht auf Provokationen gründen, sondern auf die Botschaft, wie und wo wahre Freude zu finden ist.»

«Und was ist das für eine Botschaft? Sag es mir, Henry.»

«Wirkliche Freude ist nur in der Geborgenheit zu finden, welche die Solidarität der Liebe bietet, Blanchette. Ich gab mir große Mühe, des Inders Ratschlag zu befolgen und alle Dialoge so zu formulieren, dass sie natürlich erscheinen. Wenn es um Gespräche in der Familie Vigneron ging, hat mir meine wirkliche Familie Modell gestanden. Der Zuschauer soll keinen Unterschied finden zwischen Alltagssprache und Bühnenfranzösisch. Nichts soll tierisch ernst sein – in meiner Familie wird oft herzlich gelacht – und nichts bloß seichtes Possenhallodria.»

«Im Programmheft wird behauptet, du hättest schon mehrere Schwänke verfasst.»

«Von irgendetwas muss auch ein Literat leben.»

«Es gab Zuschauer, die haben dein Stück heute Abend eine herrliche Komödie genannt.»

«Wer? Das wundert mich.»

«Octave zum Beispiel.»

«Das wundert mich nicht.»

«Ich gebe zu, er ist nicht ganz normal im Kopf. Manchmal ist er aber doch recht amüsant.»

«Amüsant. Aha», wiederholte Henry trocken.

«Ja, sein Lavieren zwischen Originalität und Geschmacklosigkeit gleicht einem Seiltanz, bei dem man dauernd seinen Absturz fürchtet.»

«Fürchtet? Du sorgst dich um ihn? Sei beruhigt: Er tanzt nicht ohne Netz. Sein Vater ist reich. Eine Flucht zu ihm in die Normandie steht ihm jederzeit offen, vorausgesetzt, er wäre bereit, Calvados statt Champagner zu trinken.»

«Er hat haarsträubende Begebenheiten aus seiner Schulzeit angedeutet. Er spricht jedenfalls weniger positiv von den Jesuitenlehrern als du.»

«Seine Auffassung von Wahrheit ist diametral verschieden von meiner. Er liebt entsetzte Zuhörer. Darum fesselt er sie – und sich! – mit grauenvollen Erzählungen, bis er sie selbst glaubt. Das ist fahrlässig. Wenn ich etwas erzähle, sollen die Szenen glaubwürdig die Wirklichkeit abbilden. Und dadurch soll das Publikum umkippen und das, was auf der Bühne geschieht, als Wirklichkeit empfinden, so sehr, so echt, dass es Buh ruft, wenn Madame de Saint-Genis den Frieden und die Wahrheit der Liebe mit Füßen tritt ...»

«... und Hurra, wenn die Liebe siegt.»

«Ja, genau.»

Blanchette stand auf und gab Henry ein Küsschen auf die Stirn: «Lass uns zurückgehen zur Soirée. Ich höre Tanzmusik. Tanzt du?»

«Mit dir gerne, wenn es dich nicht stört, dass ich dir hie und da auf die Füße trete.»

«Stört mich nicht, kostet aber jedes Mal einen Kuss.»

Henry stemmte sich aus seinem Sessel und anerkennend mit einer Geste seinen Arm. Und diesmal hakte sie sich ein. Sie mischten sich unbemerkt unter die Gäste. Aimée und Richard walzten auch. Als die beiden Paare auf der Tanzfläche zufällig Tuchföhlung hatten, raunte Aimée ihrem Bruder ins Ohr: «Aha, sie geföllt dir noch immer.» Henry, der wusste, dass Blanchette die Worte mitbekommen hatte, erwiderte auch für Blanchette vernehmlich: «Besser denn je.»

(...)

20. Die Seine

José überlegte lange.

«Ich weiß, die Seine ist nicht der Ganges», gab Henry unbeholfen zu, nur um das Schweigen zu brechen.

«Dem Ganges werden keine Toten übergeben, nur deren Asche. Trotzdem bin ich mit deinem Vorschlag einverstanden. Ich werde aber den Leichnam meiner Schwester nicht einfach ins Wasser werfen. Ich werde sie würdig in ein Boot betten. Irgendjemand wird sie finden und begraben. Wenn man sie findet, wird jedem Arzt klar sein, dass sie eines natürlichen Todes gestorben ist. Also wird man auf kostspielige Nachforschungen verzichten, sie begraben und sich mit einem Aufruf in der Zeitung zu sachdienlichen Meldungen begnügen. Kannst du mir eine Barke besorgen?»

«Ich werde es versuchen, José. Wenn ich den Samstagmorgen nicht mit meinen Eltern verbrächte, würden sie Fragen stellen. Also gehe ich am Sonntag in aller Herrgottsfrühe nach Suresnes. Dort gibt es mehrere Bootsbauer, die froh sind, alte Boote loszuwerden. Ruder brauche ich nicht einzukaufen, was meinst du?»

«Vielleicht doch, um keinen Verdacht zu wecken.»

Inzwischen war der Straßenverkehr völlig verstummt. Daraus schloss José, dass die Stunde weit über Mitternacht vorgerückt sein musste. Henry zog sich in sein Zimmer zurück und verschlief den Sabbatmorgen traumlos. Den Nachmittag verbrachte er wie geplant mit der

Familie, dem besten aller Freundeskreise. Er war freilich nicht sehr gesprächig. Nur mit Lili-Manon besprach er Sinn und Unsinn elektrischer Apparate. «Geht es dir nicht gut?», fragte seine Mutter. «Komm, wir spielen eine Schachpartie», schlug der Vater vor. Die erste Partie endete mit einem Remis, die zweite verlor Henry, ob- schon ihn der Vater zweimal auf einen fatalen Zug auf- merksam gemacht und ihm eine Korrektur erlaubt hatte. Zum Nachtessen kam Charles. Auch er bemerkte an sei- nem Bruder eine ungewöhnliche Verschlossenheit. Daher war niemand erstaunt, als sich Henry früh verabschiede- te. Nur die Mutter fragte beim Abschied diskret. «Ist al- les in Ordnung, Henry?» Und Henry beruhigte sie: «Mach dir keine Sorgen, Mama. Mir geht es gut.»

Am Sonntag machte sich Henry noch vor Tagesanbruch auf und erreichte Suresnes beim Geläut der Kirche Coeur Immaculé de Marie, das die Gläubigen zum Hochamt rief. Mit bemitleidenswert gesenktem Blick trugen einige treue Frauen ihre mit farbigen Lesebändchen versehenen Goldschnitt-Missalien zum Altar. Henry wusste natür- lich, dass die Säkularisation der strikt laizistischen Troi- sième République längst schon die Vorstädte von Paris erreicht hatte, und mit ihr der sogenannte Fortschritt, dass Händler und Bootsbauer, die konkurrenzfähig blei- ben wollten, auch am Sonntag ungestraft arbeiten muss- ten. Die einen sagten: «Gott sei Dank, Plankenlackieren gefällt mir besser als die öden Predigten des Curé»; die andern: «Früher war alles besser». Henry aber suchte am Ufer an gut erreichbaren und doch etwas abgelegenen Anlegestellen nach einem restaurationsbedürftigen Boot

und wurde nicht nur fündig, sondern auch handelseinig mit dem Besitzer, einem alten Trinker mit roter Nase und weißem Stoppelbart, der wohl gesagt hätte: «Ob Empire oder Republique, ist mir wurst. Hauptsache, ich kann mir die tägliche Flasche Wein kaufen.» Das konnte er mindestens einen Monat lang, nachdem Henry – allerdings ohne schriftlichen Kaufvertrag – Bootsbesitzer geworden war. Henry bekam den Schlüssel zum Vorhängeschloss an der Kette, mit welcher der Nachen an einer Erle festgemacht war. Um vorsorglich jede Neugierde des Verkäufers zu unterbinden, teilte er diesem mit, er werde mit dem erworbenen Boot nach Le Havre fahren, was der nicht ganz nüchterne Großvater Pfeife schmauchend glaubte. Er war überzeugt, dass moderne Technik alles möglich gemacht hatte.

Um drei Uhr war Henry wieder bei José, der inzwischen seine Sonntagspflichten, an die er sich seit Jahren ganz freiwillig hielt, in der Notre Dame de Paris absolviert hatte. Für seine Schwester hatte er nicht gebetet. Das wäre ungerecht und hochmütig gewesen. Er wusste, dass sie ein Leben lang nichts anderes getan hatte denn geliebt. Damals auf der Fahrt nach Aden, als sie noch fähig war zu sprechen, hatte sie ihm bis in alle Einzelheiten beschrieben, was und wie sie das Klosterleben und ihre Freundschaft mit Gandhali erlebt und empfunden hatte: mit viel Eros, aber stets ohne Gier. Und nie, wirklich nie ist ein geringschätziges Wort über ihre Lippen gekommen, weder über die Äbtissin noch die über die Oberin oder Gandhali oder sonst eine Schwester. Alles, was sie aus ihrem Leben erzählt hatte – sei es aus früher Jugendzeit, sei es aus der Schulzeit oder über die Zeit in Yas-

hodharas Haus und später im Kloster –, alles war stets voll Hochachtung, voll Barmherzigkeit, voll Liebe, Verständnis, Vergebung. In der Tat, für Magdala musste José nicht beten! Das wusste er. Er betete für sein Heil, Gott möge ihm verzeihen, dass er vor fünf Monaten einmal – und auch zwei Jahre zuvor einmal, kam ihm in den Sinn – seiner Schwester mit Ungeduld begegnet war, ihr ärgerlich gesagt hatte: «Nicht schon wieder die ganze Sauerei ins Bett!» Natürlich hatte sie es nicht gehört und auch nicht gesehen, wie er die Hände rang. Und hätte sie es gesehen, hätte sie es ihm noch im selben Augenblick verziehen, hätte sich selbst beschuldigt und tapfer die Tränen zurückgehalten, damit er nicht denken müsste, er habe sie verletzt. Sie hatte seinen Ärger nicht gesehen, nicht gehört. Vielleicht doch gespürt? Die Frage half José nicht weiter. Gegen Gott alleine hatte er gesündigt, er allein hatte es gesehen. José bat um Vergebung. Immer wieder. Bis er sie bekam.

Henry und José warteten, vom Mantel der Dunkelheit verhüllt zu werden. Dann trugen sie den Leichnam in den Hof. Henry, der die Tote an den Beinen fasste, erschrak, weil er das Gefühl hatte, zwei Stöcke zu umfassen. Darauf achtend, dass niemand zuschaute, luden sie die Tote auf die Matratze und die Kleider, die sie schon vorher auf den Karren gelegt hatten. Zuletzt deckte José alles, die ganze Ladefläche, mit Magdalas Bettlaken zu.

Die zehn Kilometer bis Suresnes kamen Henry kürzer vor als am Morgen, weil er jeden Platz und jeden Turm wiedererkannte. Sie kamen kurz nach elf Uhr